

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 28.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(1. Fortsetzung.)

Seit jenem Tage in der Heide, wo Lucie von ihrem Gatten auf der Spur des Wohlgefallens an einer Untreue gegen ihn überrascht worden war, fühlte sie sich in einen Zwiespalt mit sich selbst geraten, für den sie keine Lösung zu finden wußte.

Ihr Gatte hatte sie der Armut entrissen, die harte Sorge um den Erwerb des täglichen Brots von ihr genommen, sie zur Herrin eines Hausstandes gemacht, der die meisten ihrer Wünsche unnötig machte; aber alles das verlor in ihren Augen an Wert, denn sie fühlte sich einsam. Im Besitze der kostbarsten Güter, die alles Glück des Lebens verbürgen, ist der Mangel an Gemütsruhe ein rastlos andrängender Feind, welcher nie oder doch nur selten zu bewältigen ist. Lucie war demselben anheimgefallen.

Doktor Philipp war nicht an Aeußerung seiner innersten Empfindungen gewöhnt, ebenso verschloß er das in sich, was er dachte, und diese herzlos scheinende Zurückhaltung war es, welche die junge Frau von ihm abstieß. . . sie schienen nicht zusammen zu gehören.

Von seiner Seite war kein Vorwurf über ihr tadelnswertes Benehmen bei dem Ausbruch des Hütengrabes gegen Lucie ausgesprochen worden. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er dies getan hätte, sie würde dann überzeugt gewesen sein, daß er tiefer Empfindung fähig sei, so aber schien ihr sein Schweigen wie ein Ausdruck der Verachtung gegen sie und . . . empörte sie. Was war denn eigentlich ihr Verbrechen, daß er darum sie mit Verachtung zu strafen sich berechtigt glauben konnte? Sir Richard Clinton war, ohne von ihr beachtet zu werden, an sie herangetreten, und sie gab sich dem Vergnügen einer Unterhaltung mit ihm gern hin. Es war für sie ein weit reicherer Genuß, als das Anstaunen der mit Asche und verkohlten Knochenresten gefüllten Urnen.

Nach langem Nachdenken gelangte Doktor Philipp zu der Erkenntnis, daß der Vorgang eigentlich von keiner Bedeutung gewesen, da ihm alle Absichtlichkeit fehlte. Lucie hatte den jungen englischen Cavalier vorher nie gesehen, und diese gewisse Ueberzeugung stimmte ihn zur mildesten Beurteilung des Geschehenen, doch er sprach sich hierüber nicht aus, weil er es für unnötig hielt.

Es entstand zwischen den beiden Gatten ein stilles Nebeneinandergehen, welches nach außen täuschte, sie selbst aber in die Lage von Schiffen versetzte, deren Fahrzeug unter dem Drucke einer Windstille fest gebannt auf den es umflutenden Wellen liegt, die eine fröhliche Weiterfahrt unmöglich macht.

Und doch lebten sie im Frühling ihrer Ehe . . . wo aber war der hingeschwunden? Es war herbstlich um sie geworden, ehe noch der Frühling und der Sommer ihnen nur einen die Herzen erquickenden Anhauch von Liebesthust gebracht hatten. Wie zuweilen im Beginne eines schönen Herbstes ein plötzlich über Nacht niederfallender Rauhfrost alle Blumenpracht verwelken macht, so auch schien eine solche Wandlung über die beiden Gatten gekommen, — es gab kein inniges Verständnis zwischen ihnen.

Diese trübe gegenseitige Stellung beider Eheleute schien durch ein in Aussicht stehendes Ereignis von größter Bedeutung seine Endschafft finden zu sollen . . . Lucie fühlte sich Mutter werden. Dies heilige Mysterium, das der Frauenvelt so viele Segnungen bringt, brachte ihr keine, im Gegenteil Beängstigung vor der Zukunft an ihres Gatten Seite. Er blieb kühl, als er an der Bestätigung dieser Hoffnung nicht mehr zweifeln durfte.

„Halte dich nur gut,“ sagte er ruhig. Weiteres äußerte er nicht, in den wenigen Worten hatte er alles eingeschlossen, was in einem solchen Falle von einem seine Gattin liebenden Manne ausgesprochen werden kann, und diese scheinbare Gleichgiltigkeit erschreckte Lucie dermaßen, daß es ihr war, als geföre das ihr Herz durchströmende Blut zu Eis. Bisher hatte sie das Unglück ihrer Ehe noch nicht in solchem Grade empfunden als jetzt, sie fand nicht einmal Tränen dafür, sie wünschte sich den Tod, um von der Gemeinschaft mit einem so herzlosen Manne sich erlöst zu wissen.

Endlich kam ihre schwere Stunde . . . sie genas eines Töchterchens.

Doktor Philipp zeigte sich in den ersten Tagen nach des Kindes Geburt sehr heiter, doch bald versiel er wieder in sein schweigsames, nachdenkliches Wesen, und zwischen ihnen waltete ganz wie früher derselbe kalte Umgangston. Die junge Mutter konnte den Gram nicht überwinden, sie erkrankte, und die nötige Folge dieses Zustandes bestand in der Annahme einer Amme

für das Kind. Lucie wurde aufs sorgsamste gepflegt, sie genas allmählich.

Als das sonnenreiche Frühlingswetter gestattet, das unter der Aufmerksamkeit der Amme gedeihende Kind ins Freie zu tragen, war auch Frau Luciens Gesundheitszustand so weit vorgeschritten, daß sie ebenfalls im Freien sich erholen sollte. Dazu war der sehr umfangreiche Garten Doktor Philipps am Ende der Vorstadt ganz geeignet. Der größte Teil desselben diente zur Erzeugung medizinischer Pflanzen, weswegen die in der Philipp'schen Offizin bereiteten Medicinen aus Vegetabilien schon deshalb in den Augen vieler Kranken den Vorzug sicherer Wirksamkeit hatten, weil sie unter Obhut und Pflege des Doktor-Apotekers gewachsen waren.

Ein kleines Stück, als Ziergarten verwendet, zeigte einen in den lebhaftesten Farben prangenden Blumenflor. Ein einfaches Sandsteinbecken fing den ihm mittels einer eisernen Röhre zugeleiteten schwachen Wasserstrahl auf und trug dadurch zur Kühlung der von der Sonne durchwärmten Luft bei. Eine Partie edler Obstbäume, deren reichtragende Aeste kühlenden Schatten boten und ein Rondel um das leise plätschernde Bassin bildeten, machten das Angenehme dieses mit zwei bequemen Lehnbänken ausgestatteten Platzes aus.

In Mitte des Gartens stand ein kleiner Pavillon, in seinem Aeußern und Innern ein Muster möglicher Einfachheit. In seinem Aeußeren grau, im Innern ebenso, nur in jüngster Zeit von einem Maurerpinsel durch Beihilfe einer bewunderungswürdig geschmacklosen Schablone angestrichen, und ein buntfarbiger Stern an der Decke, gewährte diese niedrige Räumlichkeit das Aussehen des Innern einer Jahrmarktsbude, in der ein Taschenpieler sein ländliches Publikum versammelt. Wer feineren Kunstsinne mitbrachte, dem kam wohl die Ahnung, daß diese malerische Schönheit nicht zu dem genannten profanen Zwecke geschaffen worden; aber zu welchem, wäre schwer zu erklären gewesen. Ein par an der Wand befestigte Bretter mit Büchern in verschiedener Größe, zwei Polsterlehnstühle mit Armstützen, ein braunangestrichener Tisch, und eine altertümliche bei den Büchern stehende Lampe machte die Einrichtung dieses Raumes aus, und sie trug das Kennzeichen größter Bescheidenheit.

Es war das von allen Verührungen mit der Außenwelt gesicherte Sanctuarium der beiden Apoteker Philipp Vater und Sohn. Hier saß der erstere an manchem langen Abend vorübergegangener Jahre dem Studium der Pflanzenkunde sich hingebend, das diesen stillen Mann für die Freuden und Genüsse des Lebens entschädigte. Daß er ein Sonderling sei, wußte die ganze Stadtbevölkerung; aber man schätzte ihn wegen seiner Freundlichkeit und milden Gesinnungen für Arme und Notleidende. Die Philipp'sche Apothek gewährte kranken Familien des Arbeiterstandes unentgeltlich Medicamente. Und als der Sohn des alten Herrn nach seines Vaters Willen es in Göttingen zum ausübenden Arzt gebracht hatte, ward auch er den Armen und Bedürftigen ein Helfer in bitterer Lebensnot. Man nannte ihn den Doktor-Apoteker, als sein Vater gestorben und er der Erbe der viel in Anspruch genommenen Apothek geworden war.

Alle Gebildeten waren der übereinstimmenden Ueberzeugung, daß er die vielen Kenntnisse, welche er als Apoteker, Arzt und Chemiker sich erworben, mit seinen Jugendfreunden bezahlt habe. Und dies war auch die volle Wahrheit. Sein Leben war ein meist auf sich selbst und auf seinen großen Wirkungskreis beschränktes, man sah ihn selten in Gesellschaften, er hatte das stille, wortfarge, nachdenkliche Wesen seines Vaters, doch auch dessen milde Gesinnungsweise geerbt. Für seine junge Frau war ersteres ein Hindernis, ihn zu lieben, sie verstand ihn nicht, und hielt seine Weise, sich zu geben, für Verdrossenheit, zuweilen wohl auch für eine sich hinter Schweigen verbergende Neue, ihr seine Hand geboten zu haben.

Von seines Vaters Wohntheit, die Abende in Einsamkeit über dem Studium der Pflanzenkunde in dem Gartenpavillon zuzubringen, war er bald abgekommen. Er sah sich dazu gezwungen, weil er eines Abends spät auf dem Nachhauwege in die Stadt von einigen Strolchen überfallen, seiner Uhr, seines

Geldbeutels, seines Mantels und Rockes beraubt worden war, und er sich einem solchen Attentate, das im Wiederholungsfalle noch viel übler ablaufen konnte, nicht aussetzen wollte.

Während der Tagszeit konnte dergleichen natürlich nicht vorkommen, die am Garten vorüberführende Landstraße war immer belebt und Doktor Philipp wählte, wenn seine Zeit es gestattete, die Nachmittagsstunden zu seinen Besuchen, und schaffte zum Schutze des Gartens und des alten mit seiner Familie ein kleines Haus an der hintern Gartenmauer bewohnenden Gärtners zwei gewaltige Bullenbeißer an, welche vom Abenddämmer bis zum Morgen von ihren Ketten ledig, jeden etwaigen Eindringling durch ihr Gebell zurückdrückten, denn von diesen Mart und Bein erschütternden Lauten ließ sich leicht auf das ausgezeichnete Gebiß dieser nächtlichen Gartenrevioren schließen.

Auch ein Paradies verliert seine Reize für seinen Bewohner, wenn die Last der Langeweile ihn zu Boden drückt. Lucie empfand diese im hohen Grade.

Wenn das Kind im Schatten des Rondels auf dem Schoße der Amme eingeschlummert war, begab sie sich gewöhnlich in den Pavillon. Hier fand sie allerdings eine Unterhaltung, welche ihrer Natur nach zwar nicht mit der gewöhnlichen Heiterkeit weiblicher Gemüter übereinstimmte und nur für ernste Denker taugte, aber doch die Zeit ihr kürzte. Sie las in den alten botanischen Werken, von denen sie beliebig einen oder den andern Band von den Brettern herunternahm; aber diese Durchschau ließ sie gleichgiltig. Eines Tages jedoch fand sie beim Umblättern in einem der letzten Bände einen Abschnitt, welcher die Ueberschrift: „Von den Giftpflanzen“ trug.

Gift! In dieser Bezeichnung liegt für manchen Menschen eine geheimnisvoller Reiz. Gift ist Herr über Leben und Tod. Kein König, und zitterte die größte Nation der Erde vor seiner Tyrannei, vor seinen Todesurteilen, hat mehr Macht als ein Giftpulver oder ein Gifttrunk.

Lucie fand sich unwiderstehlich von dieser Lektüre angezogen, um so mehr als nicht nur die Bereitungsweise, sondern auch die verschiedenartigen Wirkungen des aus den Pflanzen gezogenen Giftes sehr ausführlich geschildert waren. Das Studium des letzteren schien auf den ehemaligen Besitzer dieses umfangreichen Werkes große Anziehungskraft gehabt zu haben, am Rande der Blätter fanden sich jeweilig Notizen. Die steile Handschrift, in der sie niedergeschrieben, zeigte die vollkommenste Uebereinstimmung mit der jedem Bande vorstehenden Bemerkung: Eigentümer dieses Werkes ist Erasmus Philipp, Apoteker. Lucie nahm den letzten Band herunter. Sie fand ein auf beiden Seiten beschriebenes Blatt darin. Die Handschrift war die nämliche, die Unterschrift lautete: Auctor: Erasmus Philipp.

Es war nun wirklich Neugierde, als sie den Anfang des Geschriebenen gelesen, der sie antrieb, sich mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen.

Sie las:

„Durch Nachfolgendes notire ich dir, mein Sohn Christian, eine von mir gemachte Entdeckung, welche das lange Register der Giftpflanzen um eine bereichert, welche ich, wäre ich Dichter, mit einer verlockenden schönen Sündlerin vergleichen würde, die jedoch durch und durch verpestet ist, und jeden, der sie berührt, mit schwerem Unheil schlägt, ja selbst dessen Untergang herbeiführt. Da ich nicht zweifle, daß du nach meinem Tode meine dir verbleibenden schriftlichen Aufsätze über die Pharmakochemie (arzneiliche Scheidekunst) veröffentlichen wirst, so schalte diesen Anleitungen auch, so weit es dir nützlich erscheint, die Resultate meines Studiums der Giftpflanzen ein, weil die Kenntnis derselben zum allgemeinen Besten der Menschheit dient. Vor allem nimm folgendes auf:

„In Ziergärten und auf Kirchhöfen leuchtet ein meist hochaufgeschossener baumartiger Strauch, über und über mit gelben Blüten prangend, so daß es bei einigermaßen stark bewegter Luft, wenn sich seine schwanken Ästen hin und her neigen, das Aussehen hat, als stiebe Gold umher, weshalb Gärtner und Landleute ihn Goldregen nennen, ein schöner aber nicht zutreffender Name, der nichts als eine Täuschung ist. In allen seinen

Teilen, Blüten, Blättern, Schoten, Rinde und Wurzeln, ist er sehr giftig.

„Ein Stück Rinde in eine Suppe geworfen, vergiftet diese, und schwächliche Leute, welche davon genossen haben, können von Glück sagen, wenn sie überhaupt mit dem Leben davon kommen. Ich sah ein Kind nach dem Genuße von zehn kleinen Böhnchen des Goldregens, die es spielend verschluckt hatte, hilflos sterben, ohne ein Mittel zu seiner Rettung auffinden zu können *). Und doch muß es eine Hilfe gegen dies Gift geben. Spare keine Mühe, Christian, sie aufzufinden, es ist ein segenvolles Bestreben. Ein Gift wie dies, das keine Spur im entseelten Körper hinterläßt, ist furchtbar.“

Im Geiste der jungen Frau überstürzten sich die seltsamsten Gedanken. Im Besitze dieses Giftes war der Mensch Herr über Leben und Tod seines Feindes . . . die Rache liegt in seiner Hand.

Wer kann ihn eines Mordes zeihen, wenn sich kein Verrat desselben entdecken läßt? Lucie sann vor sich hin, dieser Gegenstand ließ sie alles andere vergessen. Nichts übte einen so großen Reiz auf ihr Denken als dieses Geheimnis, welches auf so seltsame Weise in ihre Hand gekommen war. Sie vergaß, daß sie überrascht werden konnte, fühlte sich wirr in ihren Sinnen. Wie konnte ihr der Fund überhaupt nützen? Nur zu einem Verbrechen.

Bei diesem Gedanken ging ein Schauer durch ihre Seele, sie zitterte im Schreck, daß ein solches Denken in ihr hatte wach werden können. Und es hatte doch so viel Anziehungskraft für sie, daß sie es nicht von sich abzuwehren wußte . . . es beherrschte sie übermächtig.

„Das Kind muß krank sein, Frau Doktor . . . 's ist sehr unruhig . . . 's schwitzt,“ ließ sich die rauhe Stimme der Amme an der offenen Pavillontür vernehmen.

*) Im Jahre 1843 wurde man auf die giftigen Wirkungen des Goldregens aufmerksam, als jemand ein Stück Rinde desselben zum Scherz in eine Schüssel Suppe geworfen. Christian wies nach, daß die medicinische Literatur mehr als 100 derartige Vergiftungen seitdem zu verzeichnen habe. Hufemann und Maronie entdeckten 1864 im Goldregen das Gytisin. Eine Dosis von 0,03 Gran davon unter die Haut gespritzt, tötete sofort Hunde und Katzen. Die Folgen der Verwechslung der zum Tee gesammelten Azazienblüten mit Goldregen waren stets sehr schlimme und endeten mit baldigem Verfall der Kräfte. In den Körpern daran Gestorbener fanden sich keine Spuren dieses Giftes.

Lucie fuhr auf, sie starrte die junge bäuerlich gekleidete Frau, welche in ihrem Aeußeren den calenbergischen Menschenschlag auf's vollständigste repräsentirte und ohne erst eine Aeußerung ihrer Herrin abzuwarten, entschieden sagte: „Ich bring's Kind nach Hause zum Herrn, der wird wissen, was zu tun ist.“

„Ja,“ stimmte Frau Lucie bei. Sie wußte im Augenblick nichts Besseres zu sagen. Die Amme ging den Weg nach dem Gartentor zu. Wie betäubt sah ihr die Frau nach, während sie unbewußt dessen, was sie tat, das eilig zusammengebrochene Blatt, das sie vor kurzem erst gelesen hatte, unter ihr Busentuch schob. Das Buch, dem sie die Schrift entnommen, ließ sie auf dem Tisch liegen und eilte, so schnell sie konnte, der Amme nach. Hielt auch das Zuschließen des Gartentores sie ein wenig auf, so erreichte sie doch bald die Vorangegangene, welche etwas schwerfällig ausschritt. „Auf mein Zimmer, Eve . . . ich werde meinen Mann rufen!“

Mit dieser Weisung verschwand Frau Lucie in's Rezepturzimmer der Apothek; die Amme trug das Kind in die Wohnung hinauf.

Zum Glücke stellte es sich schon am nächsten Tage heraus, daß es nur ein vorübergehendes Frieselfieber war, und die Ueberzeugung, daß Gretchen sich bald davon erholen würde, stimmte Doktor Philipp sehr heiter. Die Wahrnehmung, wie sehr er das Kind liebte, wie sehr der ernste, nachdenkliche Mann sich glücklich zeigte, da er sah, daß die Besserung bei demselben mit jedem Tage mehr hervortrat, konnte Lucie nicht entgehen und doch fühlte sie sich empfindlich in ihrem mütterlichen Gefühle verletzt, da sie zu der Bemerkung sich gedrängt sah, daß er hinsichtlich der nötigen Pflege der Kleinen fast immer nur an die Amme sich wendete, als traue er derselben mehr Sorgfalt und Pünktlichkeit zu, als ihr, der eigenen Mutter. Die schnelle Genesung Gretchens schloß förmlich das Herz des in der Regel so schweigsamen Mannes auf.

An der kleinen Patientin Bettchen knieend, spielte er mit ihr und war überaus glücklich, wenn ihre Fingerringen ihn am Backenbarte zupften. Er konnte darüber lachen . . . wer hätte ihm das zugetraut! Er war wie verwandelt, aber es war eine Verwandlung, die Aehnlichkeit mit dem Sonnenlicht hat, das aus dem Grau einer Wetterwolke bricht und das Düstere verschucht.

(Fortsetzung folgt.)

Jur Entdeckungsgeschichte des Galvanismus.

Von D. Gronen.

(Schluß.)

Die Körper dreier Menschen, die man zu Turin hingerichtet hatte, dienten dem ersten dieser Versuche, mit Hilfe der Volta'schen Theorie so eine Art des Steines der Weisen zu entdecken. Man begann damit, daß man in den geöffneten Kanal der Wirbelsäule eine Platte von Blei einsetzte, um das Rückenmark in seiner ursprünglichen Lage festzuhalten. Hierauf setzte man die Pole der Volta'schen Säule am Rückenmark und am Herzen an und ließ den Strom in Wirksamkeit treten. Man beobachtete ganz deutlich, daß das Herz durch die Einwirkung des elektrischen Stromes sich zusammenzog und ausdehnte, daß aber diese Bewegungen etwa vier Minuten nach dem Tode aufhörten.

Der Erfolg dieses Versuches stellte eine so bedeutende Erweiterung der bisherigen Ansichten über die Dauer der Lebenskraft in Aussicht, daß begeisterte Wissenschaftler jetzt das Blutgerüst als den Ort ansahen, wo eine der interessantesten Fragen der Wissenschaft ihre endliche Erledigung finden würde. Jede Gelegenheit, die angestellten Versuche zu wiederholen und zu erweitern, wurde begierig ergriffen. Im Jahre 1803 bot sich den Mainzer Aerzten diese Gelegenheit in einem Umfange, der selbst den regsten wissenschaftlichen Eifer befriedigen mußte. Am 21. November dieses Jahres erfolgte die Hinrichtung des be-

rüchtigten Räuberhauptmanns Schinderhannes nebst 19 seiner Gefellen. Man wußte die Behörden für die wissenschaftlichen Zwecke der an den Körpern der Hinzurichtenden anzustellenden Versuche zu interessiren, und so wurden dieselben denn auch bereitwilligst gestattet. Außer der Wiederholung der bereits in Italien angestellten Versuche hoffte man zugleich noch die Frage zur Entscheidung zu bringen: inwiefern die Wirkung der Volta'schen Säule von der durch Reibungselektrizität hervorgebrachten verschieden sei. Am Morgen der Hinrichtung erblickte man denn in einer Entfernung von 15 Schritten vom Schaffot eine Hütte, in welcher die versuchenden Aerzte die Körper der Hingerichteten erwarteten, um sie der Einwirkung beider Elektricitäten zu unterwerfen, zu welchem Zwecke in der Hütte eine Anzahl der vorzüglichsten Apparate aufgestellt waren.

Jetzt trug man die erste Leiche herein, die etwa vor vier Minuten enthauptet war. Der grauenhafte Anblick konnte die Männer der Wissenschaft nicht abhalten, sofort die Operationen zu beginnen. Der Hingerichtete war ein noch junger, kräftiger Mann gewesen, und seine Leiche hatte noch ihre volle Lebenswärme. Die Muskeln zogen sich unaufhörlich zusammen, die Bewegung der Schlagadern am Halse war ganz deutlich sicht-

bar, und das Blut sprang noch mit jedem Pulschlage aus den durchschnittenen Gefäßen. Die zweite Leiche, welche man 22 Minuten nach der Exekution herbrachte, zeigte noch einen deutlich wahrnehmbaren Rest von Lebenswärme. Bei Wiederholung der bereits in Turin angestellten Versuche ergab sich fast dasselbe Resultat. Die Zusammenziehung der Muskeln, welche man mittelst der Volta'schen Säule an den Körpern der enthaupteten Verbrecher hervorrief, waren denjenigen ähnlich, die sich während des Lebens zeigen. Die stärksten Zusammenziehungen wurden bei den Muskeln des Gesichts, der Brust, der Glieder und des Zwerchfelles beobachtet; überhaupt zeigten sich alle die Muskeln leichter erregbar, welche im Dienste des Willens stehen, als diejenigen, welche diesem Einflusse entzogen sind. Die angewandten Apparate wirkten übrigens auf ein und dieselbe Weise, gleichgiltig, ob man die Berührungs- oder Reibungs-Elektrizität in Anwendung brachte, nur wirkte die letztere im Allgemeinen auf weniger energische Weise als die Berührungs-Elektrizität.

In Frankreich schienen die Behörden eine Art von Abneigung gegen derartige Versuche zu hegen, die allerdings durch die grauerregende Weise, auf die sie angestellt, diese Abneigung einigermaßen rechtfertigen. Indeß siegte auch hier die Beharrlichkeit und der Eifer der für das große Problem der Lebenskraft begeisterten Naturforscher. Den angestellten Versuchen gegenüber lag ja der Gedanke nicht fern, daß in dem getöteten Körper ein Teil der Lebenskraft noch so lange zurückbleibe, als die Lebenswärme denselben noch nicht verlassen habe. Und was von dem Körper im allgemeinen galt, übertrug man bald auf den Kopf, bei dem man, als Sitz der geistigen Kräfte, ein durch den Tod nicht sofort unterbrochenes Fortbestehen des Bewußtseins und verschiedener Sinnesfähigkeiten, z. B. des Hörens und Sehens, vermutete. Zwei junge Mediziner unternahmen es, über dieses Geheimnis des Menschenkörpers ins Klare zu kommen. Ihren dringenden Vorstellungen verschlossen sich die Behörden nicht, und so postirten sich denn die beiden Jünger der Wissenschaft unter dem Schaffot, auf dem — damals nichts seltenes — eine Massen Hinrichtung stattfand. Sobald der erste Kopf unter dem Messer der Guillotine gefallen war, ergriff ihn der eine, und der andere betrachtete ihn einige Augenblicke mit größter Aufmerksamkeit, ob er nicht eine ungewöhnliche Bewegung auf dem Gesicht, ein durch Schmerz hervorgerufenes Zusammenziehen der Muskeln wahrnehmen könne. Indeß war das Gesicht starr und unbeweglich, und die halbgeschlossenen Augen zeigten sich vollkommen unbesetzt. Der Beobachter schrie hierauf bald in das eine, bald in das andere Ohr: „hörst Du mich?“ während sein Gefährte, welcher das Haupt hielt, aufmerksam den Eindruck beobachtete, welchen der wiederholte Schrei hervorbringen würde. Aber das Gesicht zeigte nicht die mindeste Bewegung. Fünf Köpfe wurden dem grauenhaften Versuche unterworfen und beständig blieben die Resultate dieselben; weder die Gesichtszüge noch die Augen der abgeschlagenen Köpfe zeigten die mindeste Bewegung, sondern blieben starr und unbeweglich.

Vielleicht wendet manch eine unserer zartfühlenden Leserinnen sich mit Schauder ab von den Versuchen, bei denen die Wissenschaft mit scheinbar grenzenloser Frivolität den menschlichen Körper zum Gegenstand ihrer Forschungen macht, dieser Forschungen, in deren Interesse sie sich nicht scheut, den Körper eines Verbrechers zwar — aber doch immerhin eines Menschen — zu benutzen um, wenn man will, zu entweihen in grausenregender Art. Wir ehren dieses Gefühl, das den edelsten Gefühlen des Menschenherzens entstammt, aber wir können es nicht teilen. Uns jammern selbst die unzähligen Frösche, Rannichen, Hunde u. s. w., die lediglich zu wissenschaftlichen Zwecken unter den größten Schmerzen hingeopfert wurden und noch werden, aber wir vermögen nicht jene Männer zu verdammern, welche mit dem zündenden Geistesfunken, dem Triebe nach wissenschaftlicher Erkenntnis in der Brust, der Stimme des Mitleides in ihrem Busen für kurze Zeit Schweigen auferlegen, wo es sich um Entscheidung der höchsten und folgenschwersten Fragen

der Wissenschaft handelt. Wir wissen von dem edeln Alexander von Humboldt, daß er die Tier- und Pflanzenwelt in gleicher Weise mit einer Liebe und sinnigen Hingebung umfaßte, die fast etwas Rührendes an sich hat, und trotzdem fand er sich in seinem Gewissen nicht darüber beschwert, daß auch er einst das Leben von Fröschen und Rannichen der Erweiterung der Wissenschaft zum Opfer gebracht hatte.

Indeß ist man in neuerer Zeit bestrebt gewesen, jenen Versuchen ihren gräßlichen Charakter zu nehmen. Mit recht; denn die Lebenskraft, von deren Vorhandensein man früher alle Vorgänge im menschlichen Körper abhängig machte, ist von den Naturforschern längst in das Gebiet der Fabel verwiesen, und damit fällt die Frage von selbst: wie lange Zeit nach dem gewaltsam herbeigeführten Tode sie in dem Körper des Menschen noch ihr Wesen treibt. Man ist längst klar darüber, daß es für die Wissenschaft denselben Wert hat, wenn man die Versuche, die man früher an eben getöteten Körpern anstellte, an lebenden zur Ausföhrung bringt, da auch in diesem Falle die Volta'sche Säule selbst gegen den Willen des Menschen die Zusammenziehungen und Ausdehnungen der Muskeln bewirkt, über die man früher so erstaunte. Schon oben deuteten wir an, daß der wissenschaftliche Ruhm Galvani's durch Volta's Forschungen in Zweifel gestellt sei, — allerdings nur für jene Zeit, in der die glänzenden Resultate der Volta'schen Säule die wissenschaftliche Welt eine Zeit lang vollständig blendeten und die Augen von dem verkannten, kummerbeladenen Greise abzogen. Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, das wissenschaftliche Gedächtnis des verdienten bologneser Arztes wieder zu Ehren zu bringen.

In seinen ersten Versuchen hatte allerdings Galvani nichts Neues entdeckt, wie er glaubte; er hielt irrtümlich die durch Berührung entstandene Elektrizität, die in den als Leiter dienenden Nerven der Froschschenkel zur Wirksamkeit gelangte, für eine ganz neu entdeckte tierische Elektrizität, ja, wie wir gesehen haben, für eine Aeußerung der geheimnisvollen Lebenskraft selbst. Was er aber hier irrtümlich entdeckt zu haben glaubte, entdeckte er später in Wirklichkeit. Er wies nach, daß, wenn man die Muskeln eines Froschschenkels mit den Nerven desselben in Berührung bringe, dieser Muskel in Zuckungen gerate, auch ohne die Einwirkung der in Metallen erzeugten Berührungselektrizität. Und diese eigentümlichen Zuckungen erklärte er durch die Annahme, daß wirklich ein elektrischer Strom zwischen Muskel und Nerven hervorgerufen sei. Diesen äußerst wichtigen Versuch Galvani's übernahm man jedoch in jener Zeit der Aufregung ganz und gar, und wenn auch kurze Zeit darauf die Versuche durch A. v. Humboldt wiederholt und ihre Resultate bestätigt wurden, so ruhte doch die Sache bis in die neueste Zeit hinein. Da war es der in Berlin lebende Naturforscher Du Bois-Reymond, der die Versuche wieder aufnahm und diesem Zweige der Wissenschaft eine Ausdehnung und sichere Begründung verlieh, die das Staunen der Sachverständigen erregte. Wir müssen es uns leider versagen, den Versuchen, die Du Bois-Reymond anstellte, im einzelnen zu folgen, und wollen daher hier nur einige der allgemeinen Resultate mitteilen, die er daraus zog. Darnach ist unbestreitbar nachgewiesen, daß durch das Nervengewebe der Tiere sowol als der Menschen fortwährend elektrische Ströme kreisen, die nicht erst durch die Volta'sche Säule hervorgerufen werden müssen; ebenso ist festgestellt, daß jeder Muskel eines lebenden Wesens während des Lebens und auch kurze Zeit nach dem Tode der Sitz einer elektrischen Strömung ist.

Hierdurch ist uns ein tiefer Einblick eröffnet in das Wesen der Muskelthätigkeit und in ihr Verhältnis zum menschlichen Willen. Dieses Verhältnis gewinnt hiernach ganz und gar das Wesen eines physikalischen Prozesses. Bekanntlich laufen die zarten Nervenfasern, welche unsere Muskeln durchziehen, zu stärkeren Nervensträngen zusammen, und finden ihren Vereinigungspunkt im Rückenmark, durch das sie dem Gehirn, dem Sitz aller geistigen Kräfte, zugeführt werden. Das Gehirn aber besteht aus zwei verschiedenen Massen, deren Ungleichartigkeit sich schon durch die weiße Farbe der einen, sowie durch die

rotgraue Färbung der andern kundgibt. Sollten nicht, so vermutet man, in diesen verschiedenen Hirnmassen, die sich innig berühren, die Elemente zur Erregung eines elektrischen Stromes gegeben sein, der durch den Körper kreist? Sollten wir hier nicht den gewaltigen Apparat vor uns haben, der, vom Willen in Bewegung gesetzt, die Befehle desselben den Muskeln übermittelt, etwa in derselben Weise, wie ein Telegraph das ihm anvertraute Wort? Der Vergleich liegt nahe genug und findet noch darin eine Unterstützung, daß die Nerven auch sonst noch in manchen Beziehungen den Telegraphen gleichen. Wie diese fest und unbeweglich auf ihrem hohen Gestelle ruhen und man ihnen nichts ansieht von der Vortschafft, die sie eben mit Blitzesschnelle dahintragen, so liegen auch die Nerven fest in ihrer Einbettung. Kein Rucken oder Zucken derselben ist es, das den trägen Muskel plötzlich in Bewegung versetzt, sondern derselbe verrichtet seine Arbeit wie auf einen unmittelbar vom Gehirn empfangenen Befehl. Auf dieselbe ruhige, bewegungslose Art leiten die Nerven die Eindrücke, die sie von außen empfangen, dem Gehirn zu, das sie dann in einer unserer Kenntniss entzogenen Weise zu Anschauungen und Vorstellungen, zu Urteilen und Schlüssen verarbeitet. Das große Geheimnis der Geistesfähigkeit ist also noch keineswegs gelöst; aber es beginnt doch wenigstens an dieser und jener Stelle des dunkeln Gebietes zu tagen, und dieses ist immerhin schon ein Gewinn!

Der durch Du Bois-Reymond nachgewiesene Umstand, daß durch die Muskeln und Nerven des menschlichen Körpers elektrische Ströme kreisen, hat die Grundlage für ein Heilverfahren gebildet, das bei der teilweise noch so unsicheren Begründung der Lehre von der tierischen Elektrizität selbstverständlich noch sehr in den Windeln liegt und unsicheres Tasten und Tappen an die Stelle klarbewußter Erkenntnis gesetzt hat. Das hat denn auch zur Folge gehabt, daß der schnell aufgeblühte Ruhm desselben in neuester Zeit ziemlich wieder erbleicht ist, und elektro-magnetische Rheumatismusketten bilden heutzutage keinen

Artikel mehr, durch den ein gewissenloser Spekulant zum reichen Mann werden kann. Hat man bei der fast durchgängigen Abneigung gegen elektrische Kuren vielleicht auch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und ist man veranlaßt, durch eine Anzahl Unternehmungen, die zum medizinischen Schwindel im weitesten Sinne zählen, dahin gekommen, auch die Nichtigkeit des Gedankens anzuzweifeln, der diesem Heilverfahren zu Grunde liegt, so ist dies lediglich dem empfindlichen Rückschlage beizumessen, den überspannte Hoffnungen durch plumpe Täuschungen erlitten haben. Den-

noch sei hier ausgesprochen, daß die Annahme nichts Widersinniges in sich trägt: die gesunkene elektrische Reizbarkeit der Nerven und Muskeln könne durch zweckmäßig geleitete Operationen von außen her wieder gehoben, und dadurch gewisse Krankheitsercheinungen, welche in dieser gestörten Reizbarkeit der Nerven ihren Grund haben, beseitigt werden. Doch verspricht, wir wiederholen es, der jetzige Stand dieses Heilverfahrens noch kein irgendwie nennenswertes Resultat.

Dagegen hat man die galvanische Hitze, die sich, wie schon erwähnt, dann entwickelt, wenn man die Enden der Leitungsdrähte einer Volta'schen Säule einander sehr nähert, in mannigfacher Weise sich dienstbar gemacht.

Umfangreiche Sprengungen von Felsmassen sind, wenn man sich dabei des gewöhnlichen Verfahrens mit Zündsäden bedient, nicht selten gefährlich, häufig aber, besonders wenn die zu sprengenden Massen unter Wasser liegen, fast ganz unmöglich. Diesem Uebelstande hilft man durch

Anwendung der galvanischen Hitze auf die erfolgreichste Weise ab. Die in Bohrlöcher gebrachten Pulverpatronen werden mit Leitungsdrähten einer Volta'schen Säule in Verbindung und dadurch in ein und demselben Augenblicke zum Glühen gebracht, wodurch der Effekt der Sprengung selbstverständlich verstärkt wird. Selbst zu tief unter dem Wasser verborgenen Felsen leitet man den geheimnisvollen Funken durch Drähte, welche man durch einen Guttaperchahüberzug gegen das Wasser geschützt hat.



Apolofalter und schwarzer Salamander. (Seite 363.)

Gustav Graben-Hoffmann.

Eine Künstlerbiographie von Theodor Probiß.

(Schluß.)

Als er die Türme der Residenz erblickte, da war ihm zu Mute, als lägen sie ihm alle der Reihe nach auf der Herzgrube. Er wollte sich, seines Alters schon 23 Jahre, als Sänger für die Oper ausbilden und hörte schon im Geiste seinen Namen neben Ziesche, Bader oder Mantius nennen. Der Unterricht begann bei dem pensionirten und als Gesangslehrer rühmlichst bekannten Hofopernsänger Heinrich Stümer, der ein Schüler Nighinis war. Bald aber gelangte er zu der Selbsterkenntnis, daß seine Stimme, welche im Salon alle Herzen bewegte, doch nicht ganz ausgiebig für die Räume eines Theaters sei und ihm somit der vorzüglichste Teil der ausübenden Kunst verschlossen bleiben müsse. Außerdem hatte er sich bei seinem Gesangstudium in der Komposition versucht und war der Meinung, daß er in diesem Fach eine größere Selbstbefriedigung finden werde als in der Stellung eines Opernsängers.

So ging denn sein ganzes Streben dahin, sich in Berlin eine Existenz als Konzertsänger und Gesangslehrer zu gründen, was denn auch nach so manchen herben Erfahrungen geschah, denn nach kurzer Zeit zählte er zu den beliebtesten Konzertsängern Berlins und hatte das Glück, schon mit dem fünften Werke seiner Kompositionen, mit dem Liede: „Hunderttausend Teufel“ einen durchschlagenden Erfolg zu erringen.

Jedenfalls dürfte es von Interesse sein, die näheren Umstände zu erfahren, wie das Lied entstand, wo es zuerst gesungen und mit so kolossalem Beifall aufgenommen wurde.

Zu den vielfachen geselligen Vereinen Berlins in der Mitte der vierziger Jahre zählte der sogenannte „Hutverein“, zu dessen Mitgliedern auch Graben-Hoffmann gehörte. Der Verein bestand aus intelligenten, lebensfrohen jungen Leuten, die bei ihren Versammlungen zu harmloser Unterhaltung sich das Recht vorbehalten, bedeckten Hauptes zu bleiben, wenn einem der Mitglieder diese Bequemlichkeit beliebte, was um so eher gebilligt wurde, als die Gesellschaft aus lauter Herren bestand. Deshalb der Name „Hutverein“.

Die Versammlungen geschahen wöchentlich Abends einmal in der Saale des früheren Urania-Theaters, welcher im ehemaligen Sparwaldhof zwischen dem Spittelmarkt und der Kommandantenstraße lag. Die hier dargebotenen musikalischen und deklamatorischen Unterhaltungen fanden mit der Zeit solchen Anklang, daß auf vielfachen Wunsch auch Damen den geselligen Kreis durch ihre Gegenwart erweiterten und verschönten. So wurde denn alle vier Wochen ein sogenannter „Damenabend“ arrangirt, an dem der Artikel von der Berechtigung des Hutaufbehaltens allerdings in Wegfall kam, ja sogar der schwarze Frack Heimatsrechte empfing. Bei den Unterhaltungen wirkten jetzt hervorragende Künstler und Künstlerinnen, oft selbst Mitglieder des königl. Hoftheaters in geeigneten Vorträgen freiwillig mit. Graben-Hoffmann war nicht der letzte in dieser Reihe, nur selten fehlte sein Name auf dem Programm, und er hatte im Vortrag von Liedern stets das ganze rührende Publikum für sich. Ihm blieb nicht unbemerkt, daß bei dem Vortrag eines gemüthvollen Liedes sich in so manches Frauenauge eine Träne stahl und sichtbares Ergriffensein eigentlich mehr Wert habe als rauschend ausbrechender Beifall, der nicht selten sehr wohlfeil zu haben ist, namentlich bei Gesangstücken, die auf den Effekt berechnet sind. Dennoch waren Ovationen obiger Art dem jungen Sänger nicht so recht genügend; er sehnte sich auch einmal nach rauschendem Beifall, wie ihn andere oft mit weit weniger künstlerischen Mitteln errangen, weil sie es verstanden, das Publikum zu erheitern.

Da beschloß er, sich im heiteren Genre zu versuchen. Aber der Text! Hier war so zu sagen Holland in Nöten, denn die wenigen guten Sachen im Bereich des Humors waren zu bekannt, um sich davon Erfolg zu versprechen. So wußte er auch aus Erfahrung, daß der Reiz der Neuheit bei solchen Sachen immer großen Anteil am Erfolge hat. In dieser Sturm- und Drang-

Periode erinnerte er sich eines humoristischen Gedichtes von Dettinger, das sich unter seinen Papieren befinden mußte und ihn schon vor einigen Jahren ganz besonders angesprochen hatte. Er suchte die komische Dichtung hervor und sie gefällte ihm noch besser als bei der ersten Bekanntschaft derselben, er findet sie für seinen Zweck wie geschaffen.

In diesem seligen Moment aber fällt es ihm ein, daß dies Lied bereits schon zwei Komponisten gefunden, deren Tonweise aber so gut wie gar nicht existiren und bei denen jedenfalls große Mängel in der Komposition Schuld an ihrer Verbreitung getragen. Er wurde unschlüssig, gedachte aber zu seiner Tröstung der goetheschen Worte: „Alles Geheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.“

Also noch einmal denken und zwar auf die Art und Weise, wie Carl Zöllner seinen bekannnten „Speisezettel“ oder die „deutschen Kleinstaaten“ behandelt und so großes Aufsehen in den Quartettvereins-Gesellschaften gemacht hatte. Der Erfolg dieser Bagatellen, wie sie von blasirten Kritikern genannt wurden, munterte ihn auf und ganz besonders stärkte ein Spruch von Grillparzer seine Courage, worin es unter Anderem hieß: „Kraft und Mut ist Heldenbrauch. — Was ein anderer kann auf Erden, — ei, bei Gott! dies kann ich auch.“

Vorwärts! flüsterte er sich zu, laß die Kritiker, welche nur in Mendelssohn-Bartholdy oder Robert Schumann ihre Seligkeit finden; das Simlich-Schöne hat in der Kunst auch Berechtigung. — Nach mehreren Wochen des Sinnens und Dichtens war Graben-Hoffmann mit seinen 500 000 Teufeln zu Rande, sie konnten losgelassen werden und dazu war der nächstfolgende „Damenabend“ im Hutverein bestimmt.

„Mit Eleganz und Liebereiz überladen; die Waschfrau hat mich etwas Erledliches gelöstet“, wie Doktor Bartolo sagt, betrat der Komponist den Konzertsaal, welcher heute von Hörern wahrhaft überfüllt war. Das Programm versprach Hochgenüsse besonderer Art, denn da fanden sich Namen wie Rudolf Löwenstein, der spätere „Gelehrte des Kladderadatsch“, welcher nicht nur ein trefflicher Dichter, sondern auch ein vorzüglicher Deklamator war. Es folgten Fräulein Pauline Marx, die damalige Primadonna des königlichen Opernhauses; der Hofchauspieler Franz, der königl. Kammermusikus Tuzek u. s. w.

Den Reigen beschloß Graben-Hoffmann mit eigener Komposition — neu, zum ersten Mal. Obgleich er den Saal mit einem Gefühl betreten, das an „Willkommen, o seliger Abend!“ erinnerte, wurde ihm von einer Programm-Nummer zur andern doch etwas bänglich zu Mute. Sein Vordermann war der Hofchauspieler Franz, der sich zur Deklamation ein hochtragisches Gedicht gewählt hatte. Schon nach Verlauf der ersten Worte herrschte im Saale wahre Kirchenstille. Immer mehr ließ der Deklamator sein mächtiges Organ anschwellen, bald lispelnd, wie in Geistertönen, bald donnernd wie ein Bergstrom und sein Vortrag wirkte so erschütternd, daß keiner in der laufenden Menge aufzuatmen wagte, bis das Gedicht, dumpftönend wie eine Grabesglocke, leise und immer leiser verhallte.

Die Genugthuung für den ergreifenden Vortrag konnte, nachdem sich das Publikum einigermaßen gefaßt hatte, nicht ausbleiben, und jetzt, nach so ersten Momenten sollte Graben-Hoffmann auftreten, der, wie er selbst erzählte, durch den Vortrag so bewegt und erschüttert war, daß er an allen Gliedern bebte. Und in dieser Verfassung sollte er jetzt heiter und lustig sein.

Auf dem schmalen Wege nach dem Podium mußte er dem Künstler begegnen und die eintretende Konzertpause benutzte er, um selbigem seine Bewunderung für die treffliche Leistung auszusprechen. Hierbei konnte er jedoch nicht die Meinung verhehlen, daß Herr Franz ihm dadurch wohl keinen guten Dienst geleistet habe, er sei im Innern aufgeregter worden wie noch nie.

„Junger Mann!“ entgegnete ihm Franz, „es wird vielleicht desto besser gehen. Ein wahrer Künstler muß sich beherrschen und nicht beherrscht lassen. Sie sind ein wahrer Künstler, also — Mut!“

Die übliche Konzertpause war vorüber; über dem Publikum lag hier und da noch der Duft der Weihe, während andere sichtbar einen Gegensatz zu dem Ernste erwarteten, womöglich etwas Nerviges und Kräftiges, um das Gleichgewicht in Seele und Gemüt wieder herzustellen.

Sie hatten sich in dieser Erwartung nicht getäuscht. Der Komponist hatte sich resignirt zum Vortrag seiner fünfmalhunderttausend Teufel an das Pianoforte gesetzt. Im Vertrauen auf die Nachsicht des Publikums, das er ja so oft erfreut, eingedenk der väterlichen Worte: „Schmeiß nicht um!“ begann er „loszuliegen“, wie der Musikantenausdruck lautet. Die Sache gelang wider alles Erwarten, denn schon nach den ersten Accorden hatte der Sängerkomponist sich und das Publikum so vergessen, daß er von dem Lärm, welcher nach den Worten ausbrach: „Alle, alle, alle, alle durch das Schlüsselloch“ ganz betäubt war. Es bedurfte Augenblicke der Fassung, um zu erkennen, daß dieser Lärm ganz energischer Applaus war.

Ha! pfeift der Wind aus dem Loch? flüsterte er sich zu, dann weiter. Jubelnd wurde das gleich darauf folgende „Hurrah!“ von ihm ausgerufen, und das Lied, das gerade von da ab sich musikalisch steigert, glänzend zu Ende geführt.

Wahre Aquinoctialstürme des Applauses durchbrausten den Saal; das Dekaporsen wollte kein Ende nehmen, Hoffmann sah sich gezwungen, das ganze Lied noch einmal zu geben, sodann noch einmal auf stürmisches Verlangen und zur Beschwichtigung eines wahren Aufruhrs zuletzt zum viertenmale noch die zweite Hälfte desselben.

Von allen Seiten wurde der Glückliche umringt, er hatte mit dem Vortrag seiner Komposition an jenem Abend sozusagen den Vogel abgeschossen. Von jetzt an bis den ganzen Winter hindurch empfing der Komponist Einladungen zu Konzerten oder in Gesangsvereine, wo man sein Lied zum Vortrag brachte oder auch wo es von ihm selbst gesungen wurde.

Nach einigen Monaten zählte Graben-Hoffmann zu den populärsten und beliebtesten Persönlichkeiten Berlins, wo er in Gesellschaften oft sonderbare Fragen und Ansichten über seine

Komposition hören mußte. Da hieß es denn oftmals: „Sie haben dem Anschein nach das Lied nur so aus dem Ärmel geschüttelt!“ oder: „Sie müssen eine glückliche Stunde gehabt haben, als Ihre Teufel entstanden!“

Welcher Irrtum, nicht nur von Dilettanten, sondern selbst von Künstlern. — Als ich den Komponisten über diesen Punkt befragte, entgegnete er mir wehmütig lächelnd: „Nein, nicht Stunden, nicht Wochen, soviel ich mich erinnere, habe ich gebraucht, ehe das Lied die Gestalt gewonnen hatte, in welcher es später zu Gehör kam. Beim ersten Anlauf hatte ich, ohne alle Figurationen, nichts als die Melodie zur ersten Strophe, welche mir allerdings in einigen Minuten gekommen war; doch dann wuchs es von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, wie Doktor Faust's hinter dem Ofen gebannter Pudel.“

Nach den hier geschilderten Erfolgen konnte es nicht fehlen, daß die Musikalienhändler auf das Lied sahneten, und solches zu Anfang des Jahres 1847 im Druck erschien und mit Adlerschwingen die Reise um die Erde machte.

Gleich nach dem Erscheinen schrieb der damals in Leipzig lebende Dichter des Liebes: E. M. Dettinger in seinem „Charivari“: „Die Komposition, 11 Seiten stark, ist ein Springquell des unfassendsten Humors, ein Feuerwerk der zündendsten Melodien. Champagner Schaum in Musik gesetzt.“

Offen gestanden hatte der Komponist zur Zeit dieses Schaffens durchaus keine Veranlassung zur Ausgelassenheit. Er befand sich vielmehr in der drückendsten Lage seines Lebens. Täglich warm zu speisen oder sich an einem Seidel Bier zu laben, gehörte zu den frommen, unerfüllten Wünschen. — Was war es also, das ihm einen so hohen Schwung verlieh, der seinen Tönen eine so hinreißende Kraft und Beseligung verlieh, die in tausend und aber tausend Herzen ein freudetrunkenes Echo fand? — Es war der göttliche Funke, die Freudeigkeit am Schaffen selbst, es war, wie Plato im „Phädrus“ sagt, „jener unverwundliche Trieb der Seele, zu dichten und zu gestalten, der selbst von dem Mißklang und Widerstreit des Weltlaufs nicht überwunden wird.“

Um seine mißliche pekuniäre Lage zu verbessern, faßte er den Entschluß, einen Cyclus von drei Konzerten ins Leben zu rufen und zwar für den Winter von 1847 auf 48. Das Un-



Bergfahrt im Regen. (Seite 364.)

ternehmen versprach Gewinn, indem der König Friedrich Wilhelm IV. zur Erreichung dieses Zweckes sämtlichen Mitgliedern der königl. Oper die Genehmigung zur Mitwirkung erteilt hatte. Durch widrige Umstände aller Art verzögerte sich das erste Konzert bis zum Monat Februar. Der ersuchte Tag erschien, doch mit ihm zugleich die ganz Berlin alarmierende Nachricht: daß zu Paris Revolution ausgebrochen sei. Bald darauf folgten in Berlin die bekannten Märztage — mit den Konzerten war es vorüber.

Zu diesen Widerwärtigkeiten gesellte sich eine schwere Krankheit, welche den Schöpfer so heiterer Lieder im März des Jahres 1848 überfiel und ihn ein volles Jahr lang an das Bett fesselte. Das nächste Jahr verbrachte er zur Rekonvaleszenz bei seinem Jugendfreund Robert Baarth, der ein Rittergut im Posen'schen besaß. — So war sein Dasein trotz aller Anerkennung dennoch ein recht getrübes. Sein zündendes Lied, zur Polonaise arrangirt, erklang mit Trompeten und Pauken auf fast allen europäischen Hofbällen, erbrauste und entusiasmirte in hellerleuchteten Prunksälen die freudig erregten Tänzerpare, während Herz und Gemüt des Tondichters sich immer mehr verdunkelten.

Erst im Jahr 1850, als er sich in Potsdam als Gesangslehrer niederließ und seine Lieder immer mehr Anerkennung sowie Verbreitung fanden, änderte sich seine kümmerliche Lage. Man zog ihn in die höchsten Familien und namentlich in die Familie der Grafen und Fürsten von Schönburg, ein Umstand, der seinem bisher vielfach verkümmerten Leben eine glückliche Wendung gab. Veranlassung hierzu war sein Schüler, Graf Clemens, der jetzt regierende Graf von Schönburg-Glauchau.

Der Großmuth dieses Kunstmäcens verdankte er im Jahr 1857 die Mittel, welche ihn in den Stand setzten, sich unab-

hängig von jeder Beschäftigung den Studien unter der Leitung von Moriz Hauptmann in Leipzig zu ergeben. Ihm, dem trefflichen Manne verdankte er später die Mittel zum Reisen und längerem Aufenthalt in Steyermark, in der Schweiz und am Rhein, zu denen sich noch ein zeitweilig glänzender Aufenthalt in den verschiedenen Burgen und Schlössern dieses seines Gönners und dessen Verwandten gesellte.

Im Jahr 1868 wurde er als Gesanglehrer für die Großherzogin Marie von Mecklenburg an den Schweriner Hof berufen und vom Großherzog Friedrich Franz zum Professor ernannt. Nach Beendigung seiner Funktion privatisirte er in den Jahren 1870 bis 1873 in Berlin, wo er sich ganz der Muse und den musikalischen Kunstgenüssen ergab, bis er dann wieder in das ihm liebgewordene Dresden zurückkehrte. Hier genießt er in dem fürstlich Schönburger Palais eine Freistatt und erfreut sich als geschätzter Gesangslehrer eines angenehmen Wirkungskreises.

Unter seinen neueren Werken zeichnet sich besonders seine, bei Fr. Kistner in Leipzig erschienene „Gesangsschule“ aus. Ebenso die „Kinderlieder“. Von seinen vielen Liedern, die ein tiefes Gemüt, reiche Empfindung und die seltene Begabung bekunden, die Intentionen des Dichters musikalisch wiederzugeben, haben „Der schönste Engel“ und: „Wir saßen still am Fenster“, den meisten Anklang gefunden.

Seine ächte Liebenswürdigkeit als Mensch dürfte am besten aus dem Porträt sprechen, das wir dieser biographischen Skizze beigegeben haben. Die freundlichen, wohlwollenden Züge eines Tondichters, an dem sich in Folge seiner Kämpfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens so recht das Bibelwort bewährt hat, welches lautet: „Wir müssen niederfahren zur Hölle, um aufzufahren gen Himmel!“

Wie es in Brasilien aussieht.

Brief eines Ausgewanderten.

(Schluß.)

Ist der abgetriebene Wald gut durchgebrannt, so kann das Pflanzen beginnen, und in schon 3 Monaten kann man von seinem Lande die erste Frucht essen: die Battaten. Von diesen wird ein Stück Kraut in die Erde gesteckt und, wie schon bemerkt, nach drei Monaten hat das Kraut große schöne Früchte gezeitigt. Ist der Kolonist in der Lage, ein par Schweine anzuschaffen zu können, so ist er den größten Nahrungsorgen überhoben; gebaut wird auf allen Küstenkolonien: Mais, Reis, Battaten, Aipim, Mandioca — welches zu Mehl bereitet und unter dem Namen: Farina de Mandioca bekannt ist —, allerhand Bohnen, Kartoffeln, Tabak, Zuckerrohr, auch Kaffee, aber nicht überall, weil hier in den Südprowinzen genannte Frucht durch starke Fröste zu leiden hat. Europäisches Getreide und Obst gedeihen hier nicht, dagegen sehr wohlschmeckende Apfelsinen (Orangen) in Menge, die sehr nahrhaften Bananen, von denen jeder einzelne Stengel eine Traube trägt, wo oft 80—100 Bananen daran sind; Kujaben, ferner die brasilianische Kirische u. s. w. Das erste Vieh, das sich der Kolonist zieht, sind Hühner, die äußerst billig sind und sich schnell vermehren, fast ebenso die Enten, die sogenannten türkischen*) und die anderen gewöhnlichen. Hat der Kolonist Weide genug, so veräume er nicht, sich eine Kuh anzuschaffen, was auch in der Regel bald geschieht; dann geht es immer, wenn auch langsam, vorwärts. Was aber in jeder Kolonie am meisten mangelt, sind gute fahrbare Wege, ebenso Kommunikationswege zu Märkten! Einzelne haben allerdings gute Straßen, andere müssen alle Produkte auf Maultieren oder auf Flüssen in canoes (kleine Boote) weiter schaffen. Dies gilt durchschnittlich von allen Prowinzen, die kolonisiert werden. Eine rühmliche Ausnahme macht die Prowinz Parana. Herr Amand Goegg, der vor kurzem hier

weilte, sagte in einem öffentlichen Vortrage, den er bei uns hielt, daß er in ganz Süd-Brasilien keine so gute macadamisirte Straße getroffen habe, als die von der Hafenstadt Antonia bis nach Curitiba (102 Km) und von Joinville bis St. Bento. Auch in dieser Prowinz sind die Kolonisten, die sich nicht weit von der Meeresküste niedergelassen haben, nicht viel besser daran als anderswo. Es herrschen dieselben Krankheiten, zumeist das kalte oder Wechselfieber, auch die sogenannte „brasilianische Krankheit“, welche nichts anders ist als Blutarmut. Will der Auswanderer nach dieser Prowinz, so gehe oder besser fahre er die vier Tagereisen bis nach Curitiba, das ist die Hauptstadt, die gegenwärtig gegen 12 000 Einwohner zählt, darunter 3 000 Deutsche aus allen deutschen Vaterländern. Die andern nichteingebornen Bewohner Curitiba's stammen aus fast allen europäischen Staaten. Hat der Einwanderer einmal die Sierra (den Gebirgszug) überstiegen, so wird ihm sofort vieles bedeutend anders erscheinen: die reine frische Luft, das gute Wasser und der gesunde kräftige Menschenschlag, den er hier antrifft. Die Krankheiten, die unter der Sierra — wie oben angedeutet — vorkommen, kennt man hier nicht. Eine epidemische Krankheit hat die Hochebene von Parana noch nie heimgesucht, und was den Einwanderer besonders freudig berühren wird, zumal was er während seiner Anwesenheit in Brasilien schmerzlich vermist hat, das findet er hier wieder, nämlich: alle europäischen Getreidesorten, Roggen, Gerste, Weizen, auch Hafer, Mais und Buchweizen, alle Sorten Bohnen, Flachs (derselbe gedeiht jährlich dreimal). Auch alle europäischen Obstsorten, selbst Kirischen, sind vorhanden.

Alles in allem genommen glauben wir der Prowinz Parana eine günstige Zukunft prophezeihen zu können. Schon ist eine etliche neunzig Kilometer lange Eisenbahn im Bau, von der Hafenstadt Paranagua über Morettes nach Curitiba, die, wie

*) Hier Patten vom brasilianischen Patos so genannt.

projektiert, weiter ins Innere durch für Kolonisation geeignetes Land gebaut werden! Welche Vorteile da dem Ackerbau und der Viehzucht erwachsen, brauche ich nicht zu schildern. Neben dem Getreide wachsen hier auch alle Kartoffelsorten, deutsche wie brasilianische. Bis vor kurzem bezogen die hiesigen fünf deutschen Brauereien ihr Malz von auswärts. Gegenwärtig wird alles Bier von hier erzeugter Gerste hergestellt, doch wird noch viel Weizenmehl aus Chili und der argentinischen Konföderation eingeführt. Wird der Landbau einmal rationell betrieben, so wird das aufhören und ein bedeutendes Stück Geld im Lande bleiben. Dagegen hat das Hochplateau einen sehr bedeutenden Ausfuhrartikel: die Herva de Matte, eine Teesorte, die meistens nach den südamerikanischen Republiken geht, in neuester Zeit aber auch bei der französischen Armee eingeführt worden ist.

In der Umgegend von Curitiba sind mehr als 20 Mattemühlen fortwährend beschäftigt, die den rohen Tee zerstampfen, worauf er dann in Fässer, mitunter auch in Tierhäuten verpackt und in den Handel gebracht wird. Will sich der Einwanderer hier mit der Landwirtschaft abgeben, so wird er gut tun, in der Nähe des Waldes sein Grundstück zu wählen, weil dort der Boden besser ist, als auf den ebenen Campos, die bloß als Viehweide sehr nützlich sind. Hier auf der Hochebene ist der Wald nicht so dicht wie an der Küste, es befinden sich darin ausgezeichnete Hölzer, vor allem das der Araucarie, die mit den Tannen große Ähnlichkeit hat. Der Kolonist baut sich davon sein Haus, weil es sich sehr gut spalten läßt, auch werden davon Dach- und Faßschindeln gemacht, gleichwie es zu allen Tischler- und Schreinerarbeiten verwendet wird. Hier oben muß der Kolonist den Pflug verwenden, das Land beackern und dann säen und zu Weihnachten, wenn Deutschland von Eis und Schnee erstarrt ist, seine Ernte einheimen. Da an Mühlen kein Mangel ist, so kann der Ansiedler bald Brod von seinem eigenen Lande essen.

Rindvieh hat jeder Kolonist ohne Ausnahme; die Hauptviehzucht jedoch liegt in den Händen der brasilianischen Grundbesitzer, die oft 10 000 bis 12 000 Stück Rindvieh und Pferde und Maultesel besitzen. Nur beurteile man die brasilianische Viehzucht ja nicht nach europäischen Begriffen; jeder dieser Fazendeiros hat eine sehr große Strecke Land, größer als manches deutsche Fürstentum, auf welchem das Vieh Jahr aus Jahr ein frei herumläuft, niemand kümmert sich um dasselbe, denn sein Futter findet es im Freien das ganze Jahr, nur muß es alle paar Monate einige Sack Salz bekommen. Das Vieh wird nach größeren Städten verkauft und ein fetter Ochse kostet durchschnittlich 35—40 Milreis (70—80 Mark). An Butter und Käse ist kein Mangel, weil es Kühe in Masse gibt. Dieselbe Pflege — wenn von einer solchen die Rede sein kann — wie bei dem Rindvieh ist auch bei den Schweinen gebräuchlich. Schafe wurden erst in den letzten Jahren eingeführt und versprechen eine gute Zukunft. — Neben den Produkten der Landwirtschaft erwarten noch viele Mineralien ihre Bewertung, wie Braunkohle, Eisen- und andere Metallerze, nur das viel gehoffte und gesuchte Gold und die Diamanten wollen sich nicht finden lassen.

Was das Klima anlangt, so kann man im allgemeinen mit demselben nur sehr zufrieden sein. Niemand braucht hier den kalten Winter zu fürchten; kein Eis und Schnee, keine gefrorenen Fensterscheiben und kalten Stuben gibt es wie in Europa. Die strengsten Wintermonate sind: Juni, Juli und August, da treten mitunter starke Nachtfroste ein, was die Kolonisten sehr gerne sehen, weil danach auf ein gutes Jahr zu schließen ist. Der gefallene Reif bleibt gewöhnlich bis in die 10. Vormittagsstunde liegen, von wo an Frau Sonne das ihrige tut. Die von manchen für geradezu unerträglich gehaltene Sommerhize ist hier ganz bedeutend geringer als an der Küste, und wohl äußerst selten größer als während der Erntezeit in Deutschland. Daß Brasilien vielfach in Verruf gekommen, daran sind verschiedene Faktoren schuld. Eine Hauptschuld trifft die Regierung, resp. deren Beamten, die in Sachen der Einwanderung arge Mißgriffe gemacht haben. Insbesondere wurden beträchtliche

Gelder, welche die Regierung in generöser Weise Kolonisationszwecken widmen wollte, veruntreut. Nebenbei glauben wir aber, daß die Verhältnisse in der Kolonie Donna Franziska das meiste dazu beitragen, Brasilien in den Augen der Auswanderungslustigen zu diskreditieren. Diese Kolonie liegt in der Provinz St. Caterina und gehört dem „berühmten“ Hamburger Kolonisationsverein von 1849. Sie ist also eine Privatkolonie, welche mit der Regierung sonst gar nichts zu tun hat, als daß sie von derselben eine Subvention von 85 Conto de Reis (à 1000 Milreis = 2000 Mark) einheimst. Kommt ein Kolonist dort an — und für genannte Subvention ist der Verein verpflichtet, jährlich eine bestimmte Anzahl Kolonisten einzuführen — so wird er in einem „Empfangshaus“, das einem deutschen Schafstall alle Ehre macht, untergebracht, und erhält sammt seiner Familie zwei, schreibe: zwei Tage vollständige Verpflegung, nachher aber ist die gute Zeit vorbei, von Stund an muß sich der Einwanderer selbst ernähren, darf aber solange im „Empfangshause“ wohnen, bis ihm sein Grundstück zugemessen ist. Hat man etwas zuzusehen, oder auch nur einen vollen Koffer, da finden sich sofort „Freunde“ ein, deren Freundschaft jedoch schnell wieder erlischt, wenn sie merken, daß der Eingewanderte ein armer Teufel ist. Weil niemand von den Angekommenen auch nur das geringste als Unterstützung von der Koloniedirektion empfängt, so sind die meisten gezwungen, alles entbehrliche oder auch unentbehrliche zu verkaufen und manchen Tag gib't in dem Empfangschuppen ein Handeln und Feilschen, daß derjenige, der jemals die prager Judengasse besucht hat, lebhaft daran erinnert wird. Ich selbst weilte 7 Monate in dieser Kolonie und zwar in dem Gartenstädtchen Joinville und hörte dort sehr oft von den Bewohnern die Worte: „Wenn nur bald wieder ein Einwandererschiff käme — ich brauche dies und jenes — da bekommt man's doch recht billig.“ Fast jeder Tagarbeiter, der hier in Curitiba getroffen wird, ist aus Donna Franziska, und hat die achtstägige beschwerliche Reise hieher nicht gescheut, um nur Geld zu verdienen, während sein Weib mühselig auf ihrem Lande in der Kolonie weiter arbeitet. Ja wir kennen hier Kolonisten aus Donna Franziska, die 12—15 Monate in Curitiba auf Arbeit sind, während ihre Familien im tiefsten Urwald und ebenso tiefen Elende sitzen. So traurig das ist, so wahr ist es! Da darf sich niemand wundern, wenn dann Briefe nach Deutschland gelangen, in welchen über brasilianische Zustände Zeter geschrien wird. Aber Donna Franziska ist noch lange nicht Brasilien. Nach dieser Privatkolonie zu gehen, widerraten wir jedem. Eine Anzahl Kaufleute, die würdig sind, „Mercur“ zu ihrem Gotte zu haben, beherrschen im Verein mit der Direktion willkürlich wie Paschas die Kolonie, in der ich übrigens auch die meisten Blutarmen und Fieberkranken getroffen habe, beides auf den Hochebenen von Parana unbekannte Dinge.

Hier in der Hauptstadt der Provinz sind alle Geschäfte wie alle Nationen vertreten; der Deutsche, falls er mit einer bescheidenen Existenz zufrieden ist, wird hier sehr wenig von seiner Heimat vermissen, höchstens die drückende Not- und die Bevormundung von allen Seiten. Wir haben hier zwei deutsche Vereine mit guten Bibliotheken, Krankenkasse, Gesangs- und Theaterabteilungen u. s. w. Die Vereine sowie die Presse sind hiezulande vollständig frei, Vereins- und Preßgesetze kennt man nicht.

Auch die Schulverhältnisse sind nicht schlecht; vor allem ist zu bemerken, daß alle öffentlichen Volksschulen von den Provinzialverwaltungen in Gemeinschaft mit der Staatsregierung erhalten werden. An Schulgeld braucht niemand auch nur einen Pfennig zu zahlen. Ein arger Uebelstand ist, daß auch in unseren Schulen dem katolischen Pfaffenstump noch ein warmes Nest gebaut ist, was aber ja überall zu beklagen ist, wo der Staat nicht konfessionslos ist. Außerdem sind in Brasilien gerechte Hoffnungen vorhanden, daß bald in dieser Beziehung bedeutende Fortschritte gemacht werden, denn die meisten Provinzen verwenden mehr als ein Sechstel ihrer sämtlichen Einnahmen zu Schulzwecken und die Regierung gewährt allen Schulen, gleichviel welcher konfessionellen Richtung sie angehören, pefuniäre Unterstützung. Jede Religion, wie sie auch heißen mag, kann

hier ungehindert ihren Kultus üben, denn das muß man dem ungebildeten Brasilianer lassen: Er ist sehr tolerant gegen jeden, der sich als Mensch betragt. Auch ist der hiesige Alerus lange nicht so fanatisch wie in manchen katolischen Ländern

Europas; allsonntäglich eine Predigt zu halten, fällt keinem ein; wollen die frommen Lämmer durchaus auf solche Weise erbaut sein, so müssen sie blechen, gewöhnlich 50 Milreis = 100 Mark — dann predigt der Diener des Himmels — sonst nicht.

A. Schneider.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stifter.

(27. Fortsetzung.)

Auch an Ernsts Tür klopfte Franz Stein vergeblich an. Das etwas ältliche Mädchen, welches ihm öffnete, vermochte ihm nur zu sagen, daß der Herr Studiosus Häfler verreist sei, — auf wie lange Zeit und wohin, wisse sie selbst nicht und gewundert hätten sie und ihre Mutter sich auch sehr über die ganz unerwartete Abreise ihres Mieters mitten im Semester.

„Können Sie mir sagen, an welchem Tage Herr Häfler verreist ist?“ fragte er.

Das Mädchen hielt die gewünschte Mitteilung nicht zurück. Die Abreise Ernst Häflers war erfolgt am Tage nach der letzten Anwesenheit Franz Steins in B.

Den vorhergehenden Abend war Ernst, wie des Sonnabends immer, sehr spät nachhause gekommen. Er hatte aber nicht solange geschlafen, als sonst des Sonntags, und sei auch nicht gleich, nachdem er sein Bett verlassen und gerührt hatte, wie er das sonst zu tun pflegte, ausgegangen; vielmehr sei er stundenlang im Zimmer hin- und hergelaufen, habe meist unverständliche Worte vor sich hingemurmelt und kurz vor zehn Uhr sei er fortgegangen, ohne ein Wort zu sagen, daß er zu verreisen beabsichtige. Gegen Abend aber sei ein anderer Student, ein Bundesbruder von ihm, gekommen und habe mitgeteilt, daß Häfler auf unbestimmte Zeit verreist sei und ihn beauftragt habe, auf seiner Bude die nötigen Wäsche- und Kleidungsstücke zusammenzupacken, damit sie ihm nachgeschickt werden könnten.

„Haben Sie gar nichts von dem verstanden, was Häfler vor sich hinredete, als er an jenem Morgen in seinem Zimmer auf- und abging.“

„Nur sehr wenige Worte, die er öfter wiederholte: das arme, unglückliche Mädchen — wie wird sie's treffen! und: dieser elende Kerl — wer hätte dem Menschen so etwas zugekraut! Aber das war lange nicht alles — von dem andern war aber nichts zu verstehen — aber ich und meine Mutter — ich weiß nicht, ob ich's sagen soll, aber Sie sind doch gewiß ein Freund vom Herrn Häfler —“

Sie zauderte, als fürchte sie, schon zu viel verraten zu haben.

„Ernst Häfler steht mir sehr nahe; — ich bin gekommen aus Besorgnis, es könnte etwas Schlimmes geschehen sein.“

„Ach ja — was Schlimmes — das glauben wir auch. Wissen Sie, mein Herr, es hat gewiß ein Duell gegeben und zwar nicht eins von der gewöhnlichen Sorte, bei der sich die Herren blos ein bißchen krazen oder, wenn's arg kommt, mit einem halben Duzend Nadeln wieder zusammengestickt werden müssen, sondern eins auf Säbel oder gar Pistolen, und da wird der Herr Häfler abgeführt worden sein, denken wir. Zuerst glaubten wir sogar, er wär' tot, aber das kann doch nicht sein, denn dann hätt' er sich doch nicht drei Oberhemden und ein ganzes Duzend Taschentücher und das andre alles holen lassen, und dann sagte auch der Bundesbruder, daß er suchsmunter wär, soweit suchsmunter! sagte er, und wie wir, ich und meine Mutter das ‚soweit‘ hörten — da wußten wir genug. Und was meinen Sie, mein Herr, haben wir nicht recht?“

„Hieß der Bundesbruder etwa von Frank?“

„Von Frank? Nein, so hieß der, der hier war, nicht, wie er hieß weiß ich überhaupt nicht, aber den Herrn von Frank kenne ich, das ist ein charmanter Studio —“

„Ist Herr von Frank auch ein Verbindungs-genosse Ernst Häflers.“

„Ein Bundesbruder von ihm ist er freilich — sein Leib-

alter ist er sogar, mein Herr, ich weiß nicht, ob Sie wissen, was das heißt, — Leibalter —“ fügte das augenscheinlich auf seine Vertraulichkeit mit studentischen Ausdrücken und Gebräuchen etwas eingebilddete Mädchen hinzu.

„Ich weiß und ich danke Ihnen bestens für Ihre Mitteilungen — adieu!“

Er ging höflich, aber doch sehr eilig zur Tür hinaus, die das Mädchen, über das kurzangebundene Wesen des Herrn erstaunt und wenig davon erbaut, nur langsam hinter ihm schloß.

Franz Stein fühlte sich von dem, was er gehört hatte, einigermaßen beruhigt.

Frieda, so dünkte ihm jetzt, war nicht nur nicht tot, sondern nicht einmal schwer erkrankt. Sie sowol, als er selbst, waren das Opfer einer Intrigue, deren Urheber Guido von Frank zu sein schien. Dieser hatte ihn öffentlich beschimpft, — er hatte sicherlich Ernst Häfler, seinen Leibsuchs, von irgend einer vermeintlichen oder erlogenen Schuld, die ihn, Franz Stein, belasten sollte, zu überzeugen geruht und von Ernst war — vielleicht oder wahrscheinlich — der Glaube an jene seine erdichtete Verschuldung auf Frieda übergegangen.

Ja, ja — so rief es in ihm — also mußte es sein; — aber wie in aller Welt war das letztere nur möglich?

Wie konnte Frieda an eine Schuld ihres Verlobten glauben, wie konnte sie ihn so grausam verurteilen, indem sie ihn ohne Abschied floh, — ohne ihn gehört, ohne ihn auch nur noch einmal gesehen zu haben? War angesichts der Tatsache dieser Flucht die Annahme noch fernerhin möglich, daß sie ihn so heiß, so unaussprechlich innig und treu geliebt hatte, wie er sie liebte — und, das fühlte er jetzt mehr als je zuvor, immer lieben würde?

Er sagte sich, daß dieser Zweifel sicherlich volle Berechtigung habe, und doch behauptete sich unerschüttert in seinem Innersten die Ueberzeugung, daß sie ihn wahr und treu und heiß geliebt habe und noch lieben müsse. Etwas ganz Seltsames müsse geschehen sein, dem er doch noch nicht auf den Grund sehen konnte — etwas überwältigendes, dessen Vann er so schnell, als es die Umstände nur irgend gestatteten, lösen mußte — —

Er hatte die Wirtstochter Ernst Häflers zu fragen vergessen, wo die Kneipe der Verbindung sich befände, welcher Ernst Häfler angehörte. Dort mußte er hin, dort sich die Auskunft suchen, wo Ernst sich befände.

Wieder umkehren mochte er nicht. Er konnte erfahren, was ihm zu wissen not tat, bei Willibald David, von dessen Wohnung er nicht weit entfernt war. Dorthin lenkte er die raschen Schritte. David war früh am Morgen heimgekommen und lag noch zu Bette.

Stein ließ sich dennoch melden und wurde in ein mit raffiniertem Luxus ausgestattetes Rauchzimmer geführt, wo David binnen wenigen Minuten erscheinen wollte.

Die fünf Minuten, welche Stein in dem zu behaglich sorglosen Nichtstun reizenden Gemache zubrachte, wurden ihm sehr lang. Schon war er im Begriff zu versuchen, ob er nicht in seines Freundes Schlafzimmer eindringen könnte, als dieser erschien.

„Hübsch, daß Sie Sich wieder bei mir sehen lassen, Stein,“ lächelte David, dessen jahles Antlitz die Spuren einer in wildem zügellosen Genuße vergeudeteten Nacht offen zur Schau trug. „Sie passen zwar zu mir wie die Jungfrau Marie der christlichen Legende zu Don Juan, oder wie Ormuzd zu Ahriman,

aber von Zeit zu Zeit seh' ich Euch wirklich gern und es gewährt mir einige Befriedigung, immer wieder zu empfinden, daß es in der Welt, dieser widerlichen Komposition von Zuchthaus und Narrenhaus, etliche wenige Menschen gibt, die nicht bloß gescheit sondern auch ehrlich, nicht nur tatenlustig sondern auch zu handeln fähig sind — — Ausnahmen, die, um gleich andern hirnarmen Menschenkindern mit der schmutzigen Scheidemünze der Gemeinplätze zu klappern, meine Regel nur bestätigen. Aber, Teufel, wie schauen Sie wieder drein, Mensch, Ihnen ist — bei allem, was mir abscheulich ist — wiederum etwas absonderlich Nichtswürdiges zugestoßen — sagen Sie nur rasch — was?"

Er warf sich in einen der grün sammetenen Lehnstühle und setzte seine mit goldgestickten Pantoffeln bekleideten Füße auf einen gleichfalls mit grünem Sammet überzogenen Schaukelstuhl, der mitten im Zimmer stand.

Franz Steins Gesicht war allerdings sehr finster und drohend anzuschauen, als er erwiderte:

"Ich würde Ihre gute Laune zu stören fürchten, wenn ich nicht wüßte, daß Sie sich von den Sorgen, welche unsereinem das Leben schwer machen, schon lange nicht mehr anstecken lassen. „Also kurz: mir ist meine Braut, an der ich mehr, viel mehr hänge, als an meinem Leben, in den letzten Tagen spurlos verschwunden — —"

Um Davids Mundwinkel zuckte es — man konnte nicht erkennen, ob von Spott oder Mitleid.

"Sie sind über mein Mitleid erhaben, Stein," sagte er dann.

"Also kurz, wie Sie selbst, frage ich: was werden Sie tun?"

"Ich werde nicht eher rasten, bis ich den Aufenthalt meiner Braut entdeckt und all' die Mißverständnisse aufgeklärt habe, welche sie mir entführt haben. Ich war soeben in der Wohnung des Bruders meiner Frieda, der Student ist und der Verbindung Suevia angehört — —"

"Suevia," unterbrach ihn David. "Frank ist auch Sueve."

"Ich weiß das. Und ich komme Sie zu fragen, ob Sie die Kneipe dieser Verbindung kennen, damit ich dort den Aufenthalt des gleichfalls verschwundenen Ernst erfragen kann."

"Da laufen Sie ja graden Wegs dem tollen Frank wieder in den Weg und setzen sich von neuem allen möglichen Brutalitäten aus — —"

"Das ist mir in diesem Augenblick völlig gleich. Untersteht sich dieser junge Herr von Frank wirklich, mich im geringsten zu behelligen, so empfängt er die verdiente Züchtigung gleich für die neulichen Beleidigungen mit. Ich bin nicht aufgelegt zu zögern oder zu schonen, sage ich Ihnen, David — ich habe nur einen Gedanken und eine Sorge, mein Mädchen, das Weib meiner Zukunft, wenn ich überhaupt eine habe, wiederzufinden, mir wiederzuerobern, und ich werde alles unarmherzig zu Boden werfen, was sich mir in den Weg stellt — —"

Er stand hochauferichtet da, als er diese Worte sprach, seine rechte Hand lag festgeballt auf dem Tische, seine Augen flammten unheimlich aus der Umrahmung des bleichen Gesichts hervor und seine breite Brust hob und senkte sich rasch.

David beobachtete ihn mit sichtlichem Wohlgefallen.

"Bravo!" sagte er. "Aber der Vormittagsspaziergang nach der Suevenkneipe wird Sie nichts nützen. Die Sueven trinken ihren täglichen Frühschoppen in irgend einem Gartenlokal, das

ich nicht kenne, aber leicht erkunden kann. Ich werde auch eher imstande sein zu erfahren, wohin sich der kleine Hasler verstreut hat. Ueberlassen Sie mir diese Mission."

"Gut, aber Ihre Auskunft darf nicht mehr als ein par Stunden auf sich warten lassen und — nehmen Sie es mir nicht übel, David — muß befriedigender sein, als das, was Sie bislang in meiner Sache gegen den von Frank ausgerichtet haben."

Auf David machte dieser Vorwurf keinen Eindruck.

"Ich habe erfahren, was unter den gegebenen Umständen zu erfahren war — ich wollte Sie nur nicht behelligen. Frank verweigert jede Auskunft. Er erklärt, Sie könnten nicht im Zweifel sein, worauf sich sein Urteil über Sie gründe. Von Zurücknahme seiner Beleidigung verbittet er sich zu reden. Was sollte ich weiter tun, bester Stein? Ich habe nur die eine Bitte zu wiederholen: überlassen Sie mir diesen Frank ganz, — ich werde ihn züchtigen, darauf mein Wort und Ihnen wird Genugtuung geschehen — sehr bald schon, widmen Sie sich dagegen vollständig Ihrer Braut! — Was kann der Freund vom Freunde mehr verlangen?"

Franz Stein neigte sein Haupt.

"Ich bin damit nicht ganz zufrieden — Sie dürfen sich meinerwegen keine Unannehmlichkeiten machen — das darf ich nicht dulden. Versprechen Sie mir, David — —"

David unterbrach ihn.

"Außer dem, was ich Ihnen schon versprochen habe, verspreche ich Ihnen nichts. Es wäre mir unerträglich, mich mit einer ganzen Serie von Versprechungen zu belasten. Sie wissen, ich lebe in den Tag hinein und — — auch in die Nacht." Er betonte die letzten Worte so, daß es Franz Stein wohl aufgefallen wäre, wenn dieser nicht allzusehr von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen gewesen wäre.

"Vieles von dem, was andre Leute Unannehmlichkeiten nennen, ist für mich wenigstens so eine Art oder ein Surrogat von Zerstreuung", fuhr er fort. "Meine Anschauungen sind von den Ihrigen so verschieden, daß für mich das einzige Etwas, das mich interessiert, für das ich mich gelegentlich erwärmen kann, das Nichts ist. Doch Sie haben nicht Zeit und Lust, dergleichen Tiraden anzuhören — sagen Sie mir, wo Sie unmittelbar nach Tisch zu treffen sein werden und gehen Sie, Stein — ich sehe Ihnen an, daß Sie darauf brennen, irgend etwas zu tun, zu handeln, um Ihrem Ziele, Ihre Braut wiederzufinden, näher zu kommen."

Stein dachte nicht daran, das zu bestreiten. Er hatte, während David sprach, schon an nichts weiteres gedacht, als was er nun wohl zunächst tun könnte und müßte. Eben war ihm ein Gedanke gekommen, an dessen sofortige Ausführung zu gehen ihn drängte.

"Also die Sueven überlasse ich vorläufig Ihnen", sagte er, indem er David die Hand drückte.

"Ich werde um Punkt drei Uhr im Weißen Adler sein oder Ihnen da Nachricht zurückgelassen haben."

"Eh bien, Punkt drei", entgegnete David und geleitete ihn zur Tür.

(Fortsetzung folgt.)

Apollofalter und schwarzer Salamander. (S. 357.) Dieses Bild stammt gleich dem andern auf S. 359 aus der Alpenwelt; es gewährt aber einen ungleich heiteren Anblick, als die auf ihrer Bergfahrt vom Regen malträtierte Gesellschaft. Hoch droben, tausende von Fuß über dem Meerespiegel, flattert der anmutige Falter lustig dahin von einer Alpenblume zur andern, den Touristen auf der beschwerlichen Bergreise erheitend und ermunternd. Ja selbst in den Höhen, wo nur der Mensch mit den größten Anstrengungen seinen Fuß hinzusetzen vermag, wo alle Vegetation von dem kalten Gletschereis ertötet ist — auf dem Finsteraarhorn, 9000 Fuß über dem Meere, oder dem mehr als 14000 Fuß hohen Monte Rosa, ja sogar auf der Höhe des Montblanc flogen die munteren Bergfalter an den kühnen Bergsteigern vorüber. Und so hat einer der schönsten Bergschmetterlinge es denn wirk-

lich verdient, daß ihm die Forscher den Namen des Sonnengottes Apollon gegeben: Parnassius Apollo — der parnassische Apoll — heißt er, den der Dichter wie folgt besingt:

Wohl muß dein Sommer rasch vergliüh'n,
Du froh beschwingter Alpenfalter,
Wie Blumenknospen und verblüh'n,
Welt deine Jugend hin zum Alter.

Doch ward dir auch Ein Tag allein,
Drängt sich dein Dasein in ein Heute,
Magst dennoch ohne Klage sein:
's war eines voller Götterfreude!

Wer in der Gletscher Pracht geschaut,
Dem Edelweiß und Alpenrose
Den Tisch gedeckt, das Zelt gebaut,
Der klage nicht ob seinem Lose. —

Die abgerundeten Flügel dieses glücklich gepriesenen Tierchens sind gelblichweiß, durchsichtig und geadert wie das Gletschereis; die oberen sind einfach mit tiefschwarzen Flecken geschmückt, die unteren haben zwei rote schwarz eingefasste Augenflecken (deswegen wird er wohl auch roter Augenspiegel genannt). Der mit seinen ausgebreiteten Flügeln 9 $\frac{1}{2}$ —10 Ctm. breite Schmetterling ist in Deutschland zuhause, kommt jedoch selten vor und liebt die sonnigen Bergeshöhen als Aufenthaltsort, von da an, wo sie in einer Höhe von drei bis viertausend Fuß über das Meer aufragen. Wie so manchen Alpenblumen, die in unmittelbarer Nähe des rauhen Eises ihr liebliches Dasein durchträumen, hat die Natur auch diesem Gesellschafter der Blume eine dichtere Beharung des Körpers wie seinen Flügeln eine größere Festigkeit als andern seinesgleichen verliehen, damit er Sturm und Wetter während seines kurzen Lebens zu trotzen vermöge. —

Doch diese mächtige Gönnerin liebt nun einmal die Extreme, die grellen Kontraste. Und wie sie oft den heitern Himmel mit düstern Regenwolken überzieht, die durch mühsame Arbeit erzeugten Gebirge von Menschenhand durch ihre Elemente im Ru zerstört, allüberall neben dem grellsten Licht den tiefsten Schatten erzeugt, so hat sie auch hier oben in den lichten Regionen der Alpen neben den zierlichen und beliebten Apollotaler den schmutzigen und widerlichen Burschen, den schwarzen Salamander angehebelt, der, während der Falter behend im Sonnenschein dahingaukelt, sein Dasein in irgend einem Sumpfe fristet. Ganz den Traditionen seiner Gattung, der Reptilien gemäß, scheut er das offene Tageslicht und lebt am liebsten in seinem Versteck. Die Art, welcher der unsere angehört, hat eine schwarze, warzige Haut, ohne jede farbige Auszeichnung und lebt meist in den Alpen, hier und da auch in Norddeutschland. Seine Gestalt wie seine Gewohnheiten haben jedenfalls das meiste dazu beigetragen, daß er wie die verschiedensten Arten seiner Gattung in dem Aberglauben der Menschen eine große Rolle spielte, und daß man ihnen die ungeheuerlichsten Dinge und Fähigkeiten andichtete. Heutzutage mag wohl manches zartbesaitete Wesen, das in den Bergeshöhen der Alpen schmachtet die herrliche Natur bewundert, über den trägen Gesellen erschrecken, wenn er plötzlich durch seine Erscheinung die Harmonie der schönen Seele stört — Furcht hat aber schwerlich noch jemand vor ihm. Die boshaften Gegner der vorausbestimmten Zweckmäßigkeit in der Schöpfung mögen sich wohl sogar darüber lustig machen, daß ein so plummes Tier gerade an der Stelle seine Heimat genommen, wo sich die Erhabenheit der Natur mit ihren zierlichsten und schönsten Bildungen in Tier- und Pflanzenwelt paart, um den glücklich gestimmten Beschauer aus all seinen Seligkeiten zu reißen. Dem ruhigen und nüchternen Freunde und Beobachter zeigt dieser Kontrast jedoch nur die unverwundliche Kraft und die schöpferische Phantasie der Allmutter Natur, die in der Erzeugung ihrer Einzelwerke sich durchaus nicht um die von den Menschen aufgestellten ästhetischen Prinzipien kümmert, deren Gesamtschöpfung aber immer erhaben und großartig schön ist. —

Bergfahrt im Regen. (Seite 359.) Wer je Gelegenheit hatte, der schönen Schweiz und ihren Bergen einen Besuch abzustatten, der sage von Glück, wenn er die dort sich oft auf Wochen einstellenden dicken Nebel nicht kennen gelernt hat. Die schönsten Partien und kühnsten Projekte, die er betreffs des Bergkletterns gemacht, werden dann zu Wasser. Mit den besten Hoffnungen unternimmt er wohl eine Bergfahrt (durch die Bergbahnen von heute ist dieser Ausdruck glänzend gerechtfertigt) in der Meinung, der Nebel werde wenigstens mittags von der Sonne niedergelämpft werden, aber immer wieder muß er es erleben, daß sich dieser unangenehme Gast kein Nachgeben abtrotzen läßt. Noch schlimmer ist aber der dran, welcher das Pech hat, eine schweizer Reise zu machen und dort anstatt die in der Sonne glänzenden Gebirgshöhen bewundern zu können, nichts sieht als die öde graue vom Regen erfüllte Atmosphäre, die nur hier und da über einem kleinen Teil der prächtigen Landschaft ihren nassen Schleier lüpfte, das gigantisch-impofante Bild der Alpenlandschaft aber unbarmherzig den sehnsüchtigen Augen verhüllt. Wochen über Wochen gehen dann oft hin, ohne daß an ein dauernd schönes Wetter zu denken ist, und wenn man es an einem Morgen ermutigt durch ein jeweiliges Aufhören des Regengusses sich aufgemacht und die ersten Anhöhen erklimmen hat — dann sitzt man wieder fest, denn nun stellt er sich ein, der feuchte Gast, und von neuem gilt es, sich bescheiden in Geduld üben. So ging es auch der Gesellschaft, die auf unserem Bilde ihre Gebirgspartie unternommen und zwar in dem festen Glauben, heute mehr Glück zu haben als bei früheren Versuchen. Wie Figura zeigt, sind die Teilnehmer aber auch heute wieder die Gepehlten, denn in Strömen fließt es herab, das nasse

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Zur Entdeckungsgeschichte des Galvanismus. Von D. Gronen. (Schluß.) — Gustav Graben-Doffmann. Eine Künstlerbiographie von Theodor Drobisch. (Schluß.) — Wie es in Brasilien aussieht. Brief eines Ausgewanderten. (Schluß.) — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fort.) — Apollotaler und schwarzer Salamander. (Mit Illustr.) — Bergfahrt im Regen. (Mit Illustration.) — Allgemeinwissenschaftliche Anstunft. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinstiege 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Diez in Stuttgart.

Element auf die unschuldigen Häupter der Söhne und Töchter Albions oder wo sie sonst her sind. Parapluies, Plaids und dergleichen Schutzmittel werden bald durchweicht sein und so ziehen sie denn wieder unbefriedigt zurück zu dem gastlichen Herde des nächsten Alpenwirthshauses, um dort ihrem betrogenen Herzen durch allerhand Kurzweil wenigstens etwas zu bieten und sich zu verträufen auf einen schönen sonnigen Tag, der dann allerdings allein genügt, um für die erlittene Trübsal voll und ganz zu entschädigen. —

Wegweiser für Lernbegierige.

In einer der bereits im v. J. erschienenen Nr. der N. W. bittet ein Leser um Auskunft über eine für das Volk brauchbare Literaturgeschichte. Da ich in diesem Fache Privatunterricht erteile, habe ich mir alle die verschiedenen Handbücher vorlegen lassen und kann für jemanden, der nicht gerade literarische Studien machen will, am besten die Literaturgeschichte von Dr. Hermann Menge empfehlen. Dieselbe ist übersichtlich leicht gefaßt und kostet nur 3 Mark gebunden; enthält allerdings keine Proben. Wer mehr Mittel anwenden kann, für den ist immer das große Wert in 4 Quartbänden von Heinrich Kurz zu empfehlen, das ja zugleich sehr interessante Proben wie Illustrationen enthält, aber 54 Mark kostet. —

Allgemeinwissenschaftliche Anstunft.

Oberberg. L. Ch. Birkenjast, welchen man im Frühjahr, ehe die Blätter der Birke sich entwiceln, durch ein bis zwei Zoll tiefes Anbohren des Stammes gewinnt, liefert durch Gährung und Zuzug von Mandelmilch (50 Gramm auf 40 Liter) und Traubenzucker Birkenwein; 4 bis 5 Kilo Zucker, wenn man leichten, 7 bis 11 Kilo auf 40 Liter Saft, wenn man schweren und feurigen Wein erhalten will. Setzt man auf 40 Kilo Saft etwa 11 Kilo Zucker, 50 Gramm Mandelmilch und 220 Gramm Weinsäure zu, so kann man den Birkenchampagner herstellen. Beide, der gewöhnliche Birkenwein und der Birkenchampagner, sind angenehme, erfrischende und durstlöschende Getränke, welche dem Traubenwein ähnlich schmecken und auch dessen Aroma aufweisen. Auch Birkenjast und Birkenessig kann aus dem Saft bereitet werden. Dagegen ist es nicht der Birkenjast, der so vielfache Anwendung als Heilmittel bei Krankheiten gefunden hat und noch findet, vielmehr ist es eine Abkochung der, ätherisches Öl, Bitterstoff und Gerbstoff enthaltenden, Birkenblätter, die als wurmwirgendes oder auch harntreibendes Mittel gegen Gicht, Rothlauf u. gebraucht werden, während frische Blätter heut noch in Rußland und Schweden bei Rheumatismus, Gicht, Wasserucht als schweißregendes Mittel gebraucht werden. Ferner wurde ein Abguß der Harz, Bitterstoff, Gerbstoff und Gallussäure enthaltenden Rinde gegen Wechselfieber angewendet.

Berviers. N. L. Der König Amadeus von Spanien hat am 12. Februar 1873 die Krone niedergelegt, mit der Motivierung, daß er seine Hoffnung getäuscht sähe, die Sympatien der Spanier würden ihm bei der Regierung des so tief aufgeregten Landes zu Hülfe kommen. „Spanien lebt in beständigem Kampfe,“ heißt es in der Abdankungsurkunde, „und sieht die Zeit des Friedens und Glückes, welches ich so inbrünstig ersehne, von Tag zu Tag weiter hinausgerückt. Wenn die Feinde seines Glückes Fremde wären, so würde ich an der Spitze dieser ebenso tapfern als ausdauernden Soldaten der erste sein, sie zu bekämpfen. So aber sind alle, die mit dem Schwerte, der Feder oder dem Worte die Leiden der Nation verlängern, Spanier und inmitten des tosenden Kampfes, der verworrenen, betäubenden und sich widersprechenden Rufe der Parteien, der zahlreichen und einander entgegengesetzten Aeußerungen der öffentlichen Meinung ist es unmöglich, zu erkennen, wo sich die Wahrheit befindet, und noch unmöglicher ein Heilmittel für so viele große Uebel zu finden. Ich habe eifrig nach demselben gesucht innerhalb des Gesetzes und habe es nicht gefunden. Außerhalb des Gesetzes darf es der nicht suchen, der geschworen hat, das Gesetz zu beachten —“.

Redaktionskorrespondenz.

Berlin. E. L. Ihr Gedicht „Letzte Nacht“ zeugt von poetischem Gefühl. Gedankenausdruck und Rhythmus sind aber noch so unvollkommen, daß an eine Veröffentlichung nicht gedacht werden kann. Gedichte und andere Manuskripte geringeren Umfangs werden von uns grundsätzlich nicht zurückgesant. Wer derlei Geisteskinde vor dem ewigen Todesschloß in unserem Papierforde bewahren will, braucht sie nur einer W. Schrift zu würdigen, ehe er sie einleitet.

Reisenbach i. B. R. S. Derartige Berichte von sogenannten Besuchsausschüssen, wie eines den „Zustand der Anstalten im Elden von Nebraska“ schildert, sind in den meisten Fällen nicht zuverlässig und sollten bei Auswanderungsplänen nicht berücksichtigt werden.

Barmstedt. J. S. Um konfirmirt zu werden sollen die Kinder im allgemeinen das 14. Lebensjahr zurückgelegt haben.

Brandenburg. B. R. Sie wünschen in der „Neuen Welt“ fortan „lauter bunte Bilder zu finden“? Nun, das ist ein frommer Wunsch, — zu erfüllen ist er Leider nicht, weil das für eine illustrierte Wochenchrift gleich unserem Blatte viel zu unständlich und kostspielig wäre.